

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2013)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen

Das Hotel in den Alpen

Isabelle Rucki. Das Hotel in den Alpen. Die Geschichte der Oberengadiner Hotelarchitektur ab 1860. Hrsg. vom Institut für Kulturforschung Graubünden. Baden, hier+jetzt 2012. 320 Seiten. ISBN 978-3-03919-255-7.

«Das Hotel in den Alpen» war der Titel eines Pionierwerks zur Schweizer Hotelgeschichte, das 1989 als Dissertation von Isabelle Rucki, einer damals jungen Kunsthistorikerin mit polnischen Wurzeln, erschien. Bis zu dieser Publikation haben sich, trotz den wegbereitenden Arbeiten von Professor Adolf Reinle und den INSA-Bänden, nur wenige Forschungsarbeiten der schweizerischen Architekturgeschichte mit dem Hotelbau auseinandergesetzt: 1976 untersuchte Roman Ottiger, nota bene als Doktorand von Adolf Reinle an der Universität Zürich, die Entstehung der frühen Luzerner Hotelbauten zwischen Schwanenplatz und Nationalquai. 1988 formulierte Anne Wyssbrod in ihrer Lizenziatsarbeit an der Universität Lausanne erste grundlegende Thesen zur Entwicklung des Hotelbaus im 19. Jahrhundert am Beispiel von Montreux, der Schweizer Hotelstadt *par excellence*. Mit ihrer Arbeit über die Hotelbauten im Oberengadin wagte Isabelle Rucki eine erste Ausweitung des Themas auf eine schweizerische Alpenregion. Mit diesen frühen Arbeiten zur typologischen Behandlung des Phänomens Hotel in der Geschichte der schweizerischen Architektur war ein Anfang gemacht zur Überwindung der jahrzehntelangen doktrinären Ablehnung dieser Bauten aus dem 19. Jahrhundert unter der geistigen Führung des Architekten und Kunsthistorikers Peter Meyer nach dem Zweiten Weltkrieg. Das seit Jahren vergriffene Buch von Isabelle Rucki ist nun durch die Autorin in verdienstvoller Arbeit nachgeführt, überarbeitet und erweitert sowie mit zeitgenössischen Architekturfotografien von Heinrich Helfenstein ergänzt worden.

Der Untertitel «Die Geschichte der Oberengadiner Hotelarchitektur ab 1860» definiert den Schwerpunkt der Untersuchung, wird der Arbeit aber nicht im ganzen Umfang gerecht. Vielmehr bettet die Autorin das Oberengadin in ihrem 320-seitigen Werk gekonnt in die schweizerische Tourismus- und Hotelgeschichte



ein. Das einleitende Kapitel «Das Hotel und seine Gäste» umreist in kurzen Zügen die Gründe zur Entstehung des Tourismus im frühen 19. Jahrhundert und findet eine bedeutende Wurzel des Hotelbaus bei der Bäderkultur, die mit den pionierhaften Beispielen von Schinznach Bad und Bad Ragaz sowie von Bad Tarasp und St. Moritz Bad beschrieben wird. Mit den Höhenkurorten, dargestellt am Beispiel von Davos, wird schliesslich ein weiter Bogen zur medizinischen Höhenkultur geschlagen. Unter dem Titel «Die Vergnügungsreise» definiert Rucki die Ursprünge des Tourismus als Ablösung des zweckgebundenen Reisens durch die reine Lust am Aufbrechen in die Ferne. Der soziale Aufstieg einer immer grösser werdenden begüterten Mittelschicht ermöglichte in der *Belle Époque* einem stets zahlreicheren Reisepublikum den zeitlich limitierten Hotelaufenthalt in Saus und Braus. Das 19. Jahrhundert war aber auch das Zeitalter der «Entdeckung der Alpen», welches die Autorin im nächsten Abschnitt treffend charakterisiert.

Im zweiten Kapitel schlägt Rucki anhand von typischen Schweizer Beispielen den Bogen vom Hotel in der Stadt (Baur en Ville in Zürich) über das Quaihotel (Schweizerhof in Luzern und Beau-Rivage in Lausanne-Ouchy) zum Aussichtshotel in den Voralpen (diverse Hotels auf Rigi-Kulm). Sie zeigt auf, dass die Entwicklung in die Höhe auch mit dem gleichzeitigen Bau zahlreicher Bergbahnen einherging.

Im Hauptkapitel des Buches «Das Hotel in den Alpen: Beispiel Oberengadin (1860–1914)», das zusammen mit dem abschliessenden Katalog umfangmässig die Hälfte der Buchseiten einnimmt, entwickelt die Autorin eine detailreiche regionale Tourismusgeschichte. Diese führt von den ersten Kurhäusern von Bad Tarasp und St. Moritz Bad um 1860 bis hin zu den monumentalen *Grand Hotels*, wie dem 1884 eröffneten Hotel Maloja Palace, dem ersten als Palace bezeichneten Hotel in der Schweiz. Bemerkenswerte Entwurfsgrundsätze entdeckt die Autorin bei der Anordnung einzelner Häuser in Bezug auf die Hochgebirgslandschaft, wie etwa beim Hotel Bernina im Samedan von 1866, dem ersten Grosshotel im Engadin ohne Bezug zum Bäderwesen. Charakteristisch erscheint zudem der mancherorts feststellbare Wandel eines einfachen Gasthauses im ehemaligen Bauernhaus zum pompösen *Grand Hotel*, beispielhaft dargestellt am Hotel Kronenhof in Pontresina. Eine besondere Ausprägung erhielt der Hotelbau im frühen 20. Jahrhundert durch die Bemühungen des 1905 gegründeten und im Engadin stark vertretenen Heimatschutzes. Dessen Gedankengut prägten einige Hotelbauten des Architekten

Nicolaus Hartmann jun. (La Margna St. Moritz, Castell Zuoz) und Karl Koller (Waldhaus Sils, Suvrettahaus St. Moritz). Ein bedeutendes Kapitel widmet Rucki den wichtigsten Hotelarchitekten der *Belle Époque* im Oberengadin. Der Bogen reicht dabei vom Klassizisten Felix Wilhelm Kubly (1802–1872), der die beiden ersten Kurhäuser in Bad Vulpera und St. Moritz Bad erbaut hat, bis zu Arnold Huber aus Zürich (1868–1948), dem letzten Vertreter der eklektizistischen Historismus-Bauweise bei Engadiner Hotelbauten.

Im vierten, der Neuausgabe angefügten Kapitel beschreibt Rucki das «Hotelsterben und Formen der Wiederbelebung (1914 bis heute)» und schlägt dabei den Bogen zur Gegenwart. Stichworte der Entwicklung vor dem Zweiten Weltkrieg sind dabei der Kampf des Heimatschutzes gegen die Moderne und das kontinuierliche Weiterleben des Heimatstils im Hotelbau. In der Nachkriegszeit wurde das Hotelwesen beherrscht vom Kampf gegen die angeblich hässlichen Hotelbauten aus dem späten 19. Jahrhundert. Hotels brannten ab, wurden abgebrochen oder dann zumindest «gesäubert» von den Zierformen des Historismus. Zum Abschluss beschreibt Rucki die neuste Zeit mit den ersten zaghaften Versuchen zum Erhalt historischer Hotelbauten, beispielsweise in Kombination mit einem qualitätsvollen Ergänzungsbau, wie beim Hotel Saratz in Pontresina.

Wo liegt der Wert dieser in beeindruckender Fülle zusammengetragenen Fakten und Geschichten zur Oberengadiner Hotelarchitektur? Der Autorin kommt das Verdienst zu, als Erste ein wissenschaftliches Augenmerk auf die alpine Hotellerie geworfen zu haben. Die Einbettung der Engadiner Hotelgeschichte in einen grösseren Zusammenhang ist der Pionierin der Hotelgeschichte bereits in ihrer Dissertation vorzüglich gelungen. In der Zweitausgabe hat die Darstellung mit der Aufarbeitung der neusten Zeitepoche nach dem Zweiten Weltkrieg und professionellen zeitgenössischen Fotografien an Prägnanz gewonnen. In der heutigen Zeit des sektoralen Expertentums sind solche grundsätzlichen Werke von grosser Bedeutung. Es ist dem Verlag hier+jetzt, der sich auf die Schweizer Hotelgeschichte spezialisiert hat, hoch anzurechnen, dass er eine Neuausgabe dieses Hotelgeschichtsklassikers gewagt hat. Mit dem Autor dieser Zeilen verneigen sich wohl alle an der Hotelgeschichte interessierten Fachleute und Laien vor dem äusserst wertvollen Werk der kurz vor der Vernissage leider allzu früh verstorbenen Wissenschaftlerin.

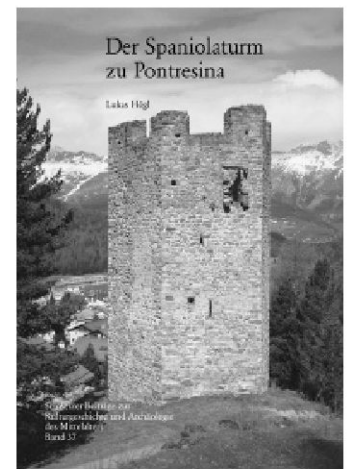
Roland Flückiger-Seiler

Der Spaniolatum zu Pontresina

Lukas Högl. Der Spaniolatum zu Pontresina. Hrsg. vom Schweizerischen Burgenverein (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Bd. 37). Basel, Schweizerischer Burgenverein 2011. 162 Seiten, 207 Abb. und 13 Planbeilagen. ISBN 978-3-908182-21-4.

Der Spaniolatum bei Pontresina ist nicht die bedeutendste Burganlage Graubündens, aber dessen Sicherung und die Publikation der Ergebnisse umfassender Untersuchungen sind in ihrer Interdisziplinarität absolut beispielhaft. Das betrifft nicht nur die Sicherungsarbeiten im Einzelnen, sondern auch die Analyse des historischen, räumlichen, sozialen und kulturellen Umfelds. Auftraggeber war die Gemeinde Pontresina, *Spiritus rector* des Ganzen Lukas Högl. Dabei kam auch die heute wichtige Öffentlichkeitsarbeit nicht zu kurz. Eine von Lukas Pfammatter gestaltete Sonderausstellung in der Chesa Delnon (Museum Alpin Pontresina) im Jahr 2011 bildete den abschliessenden Höhepunkt.

Nach einer Einleitung mit Hinweisen auf alte Abbildungen und frühere schriftliche Quellen (*Thomas Bitterli-Waldvogel*) folgt die Darstellung der Sicherungsarbeiten im 20. Jahrhundert (*Heinrich Bauder*), die bis ins Jahr 1934 zurückgehen. Damals wurde z. B. die Mauerkrone um 1,5 m abgetragen und neu aufgebaut. Die Begrenztheit der finanziellen Mittel liess umfassendere Arbeiten nicht zu. Bewegung in die Sache kam erst wieder 1991. Die Projektierung sollte hohen Ansprüchen genügen und darum vorausschauend auch die nötigen Forschungsarbeiten, Untersuchungen und Dokumentationsarbeiten in die Planung miteinbeziehen. Ziel war die Konservierung der Ruine unter Beibehaltung des bisherigen Erscheinungsbildes. 1992 folgte die sehr sorgfältige Analyse des komplexen Mauerwerks durch *Fredi Schneller* in konstruktiver und *Lukas Högl* in bauarchäologischer Hinsicht. So konnten detaillierte Richtlinien für die anstehenden Sicherungsarbeiten vorgegeben werden, was sich auch wieder kostendämpfend auswirkte. Die Untersuchung auch des Innern der Mauern erwies eine hohe Qualität der Mauerkerne an sich und deren gute Verbindung mit dem fast trockenmauerartig gefügten Mauermantel durch zahlreiche Bindersteine. Auch der Altmörtel wies eine weit über dem Durchschnitt liegende Festigkeit auf, was mit bewirkte, dass das alte Mauerwerk die Zerstörung von 1244 und die üblichen Frostwechsel auch nach dem Verfall des Daches recht gut überstand.



Die eigentlichen Konservierungsarbeiten wurden unter der kollektiven Leitung *Bauder/Högl/Schneller* im Wesentlichen im Jahr 1994 – bei gleichzeitig weiterlaufenden Bauuntersuchungen – durchgeführt. Die bauarchäologische Untersuchung (*Lukas Högl*) wird minutiös rapportiert sowie reich bebildert und zeigt auf dieser Basis vorbildlich Schritt für Schritt Bau, Zerstörung (1244) und Wiederaufbau des Turms. Der erste Bau (1A) dürfte in der Zeit um 1210 errichtet worden sein. Dies war ein viergeschossiges Bauwerk mit Dachraum und Pyramidendach. Ein Nischenabort im 2. Geschoss belegt die grundsätzliche Bewohnbarkeit dieses Raums. Hauptwohnraum war das 3. Geschoss, versehen mit offenem Kamin und Abort. In der verlorenen Westwand dürfte sich auch der Hocheingang befunden haben. Besonders bemerkenswert ist das 4. Geschoss, in welchem möglicherweise eine heizbare, vollständige Holzkammer eingebaut war, was gegenüber einem ungeschützten hölzernen Obergaden etliche Vorteile bot. Zuoberst befand sich ein einfacher Dachraum. Gesamthaft betrachtet war dies ein vollständig ausgestatteter, ansehnlicher Wohnturm, vergleichbar etwa der Tuor la Praschun in Susch. Wenig später wurde diesem Gebäude zwecks Erweiterung der Wohnfläche ein 5. Geschoss mit Abort und Ausguss aufgesetzt: Bau 1B. Dieser Aufsatz fällt in der baulichen Qualität gegenüber dem Bau 1A aber deutlich ab.

Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts (wohl 1244) wurde die Burg offensichtlich belagert, erobert und zerstört. Vermutet wird ein Zusammenhang mit dem Vorgehen des staufertreuen Churer Bischofs Volkard von Neuburg (1237–1251) gegen einen Teil seines Dienstadels. So entzog er 1244 dem Tobias von Pontresina das Kanzleramt im Oberengadin; wohl möglich, dass er in diesem Zusammenhang auch dessen Burg zerstörte. Die Geschichte der Herrn von Pontresina und deren politisches Umfeld stellt *Anna-Maria Deplazes-Haefliger* in gewohnt gekonnter Manier dar. Das Ende des Baus 1B wurde mit der Unterminierung der Westwand besiegelt, die praktisch vollständig herausbrach. Selbst die eigentliche Belagerung kann dokumentiert werden, so etwa der Versuch des Ausräucherns der Bewohner durch das Entfachen eines Feuers am unteren Ende eines Abortschachtes. Von grossem Interesse sind ferner die mehrfach feststellbaren Spuren von Pfeilbeschuss im (weniger harten) äusseren Mörtelbereich der engen Fensterscharten. Analoge Beobachtungen konnten an Elsässer Burgen gemacht werden. Möglicherweise müssen wir uns die Funktion solcher Scharten doch neu überlegen und dies nicht nur bei der Anwendung von Bogen, sondern auch der Armbrust.

Etwa 15 Jahre nach der Zerstörung des Baus 1B erfolgte ein Neubau in den Jahren 1261/62. Bau 2 basiert weitgehend auf dem nach der Zerstörung noch vorhandenen Gemäuer unter Verwendung des Versturzmateriels der einstigen Westwand. Der Turm wurde um 3,5 m erhöht und erhielt einen Abschluss mit massiven Zinnen. Was hier neu entstand, war aber kein Wohnturm mehr, sondern eine Art Wachturm. Als bewohnbarer Raum kann nur noch das frühere 5. Geschoss von 1B bezeichnet werden, das einen erneuerten Aborterker mit Ausguss erhielt, aber nicht einmal beheizbar war. Die darunter liegenden Geschosse blieben praktisch funktionslos, wenn wir vom Einbau eines neuen Hocheingangs im 3. Geschoss absehen. Den oberen Abschluss bildeten nun die heute noch sichtbaren massiven Zinnen und Brüstungsmauern von 1–1,4 m Breite, was eine Verteidigung des näheren Aussenbereichs, wie wir das etwa auf dem Blatt 229v des Codex Manesse («Der Thüring») so schön sehen, praktisch verunmöglichte. Es handelt sich bei diesen Zinnen eher um Auflager für ein Pyramidendach. Neu wurde eine Ringmauer am Rande des Burgplateaus erstellt. Vielleicht war der neue Wachturm in dieser kaum noch bewohnbaren Form z.T. eher als zentrales Element eines Stützpunktes für (grössere) mobile Einheiten gedacht. Campell kennt ihn (um 1550) nur noch als Ruine.

Dem Kernstück, der bauanalytischen Untersuchung, sind sechs vertiefende Spezialartikel beigelegt:

1. Mörtelbänderverputz (*Lukas Högl*). Es handelt sich dabei um eine Zierform, die dem Maurer selber als Gestaltungsmöglichkeit zur Verfügung steht. Im oberen Turmbereich des Baus 2 findet man diese eher seltene, anspruchsvolle Technik ausgeführt. Die Mauerfugen bleiben in diesem Falle nicht vertieft, sondern der Fugenmörtel wird so reichlich aufgetragen, dass Wulste entstehen, die oben glatt gestrichen und eventuell noch mit Kalkmilch übermalt als effektvolles Schmuckelement zu einem erhabenen Gitterfeld auf dem Mauerwerk führen. Im Falle von Spaniola können wir davon leider nur noch aus alten Fotografien einen Eindruck gewinnen. Gut beobachtet werden kann diese Technik aber heute noch in Bormio.

2. Holzkammern auf Burgen (*Lukas Högl*). Der Typ des massiv hölzernen umbauten heizbaren Raumes innerhalb der Burgmauern («Blockwerkstuben», nicht aufgesetzte Obergaden oder bloss getäferte Räume) wurde in letzter Zeit vermehrt Gegenstand der Burgenforschung, nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Frage der Wohnlichkeit auf Burgen, v.a. auch im Winter. Geschossfüllende Blockwerkstuben sind wegen späterer Zerstörung schwer

und meist nur durch sehr sorgfältige Bauanalyse nachzuweisen. Högl glaubt eine solche im 4. Geschoss von Bau 1A des Spaniolaturms wahrscheinlich machen zu können.

3. *Anna-Maria Deplazes-Haefliger* fasst die Geschichte der Herren von Pontresina zusammen. Aufgezeigt wird die kurze Blütezeit dieses bischöflichen Ministerialengeschlechts (es hatte ursprünglich v.a. das Kanzleramt im Oberengadin inne) von 1239 bis etwa 1338 mit sämtlichen Belegen, desgleichen auch der Verdrängungskampf mit den immer mächtiger werdenden Planta von Zuoz.

4. Zur Erforschung des Umfelds des Turms Spaniola gehört auch die Untersuchung des Burgnamens (*Heinrich Boxler*). Der Name taucht offenbar erstmals beim deutschen Zeichner und Lithographen Heinrich Kraneck in seiner Publikation «Burgen und Schlösser Rhätens» 1837 auf. Der Sache nach heisst das zweifellos «der *spanische* (Turm)». Aber wie kam das von den Einheimischen normalerweise einfach als «Tuor» bezeichnete Bauwerk zur Zusatzbezeichnung «spanisch/spaniöl(a)»? Der Hinweis darauf, dass es – nach einem Beleg von 1900/1920 – in Pontresina eine Schafart namens «*besch-cha spagnöla*» gab, nach welcher dann der Turm benannt worden sei, wirkt angesichts der Polyvalenz der Bezeichnung *spaniöl*- eher als Verlegenheitslösung.

5. Sehr ausführlich wird die Art und Herkunft des Gesteinsmaterials und die Bearbeitung der Mauersteine des Baus von *Ernst Sury* † dargestellt. Es stammt aus dem Moränenschutt des eiszeitlichen Berninagletschers und den Felsabstürzen des Westhangs der Alp Languard, wurde also vor Ort gewonnen. Das ganz ungleichmässige Findlings- und Bruchsteinmaterial wurde nicht behauen, sondern beim Bau fast trockenmauerartig sorgfältig verkeilt, d. h. die Steine berührten sich gegenseitig und der Mörtel diente dazu, in ganz wechselnder Quantität als fixierendes Element die Zwischenräume zwischen den Steinen auszufüllen.

6. Über die archäologischen Arbeiten referiert *Urs Clavadetscher*. Es wurden drei Sondierschnitte gelegt: 1. im Turminnern, 2. auf der Ostseite des Turms und 3. auf der Westseite, um so auch die Ringmauer anzuschneiden. Die Sondierung bestätigt die Brandzerstörung von 1244 und ergibt, dass der Bau der Ringmauer zum Bau 2 gehört.

Spaniola ist nur ein einzelner Turm, und trotzdem ist die wissenschaftliche Ausbeute besonders angesichts der zahlreichen Querverweise sehr gross und qualitativ. Gleichzeitig zeigt sich exemplarisch der allmähliche Wandel weg von der Rekonstruktion zur Konservierung der Burgruinen. Aus dieser Sicht mögen Spa-

niola die gediegene Kleinheit und die aufgeklärte Bauherrschaft auch vor dem Nutzungswahn einer Zeit schützen, die sich die Rettung einer Ruine ohne moderne Erweiterungen und Revitalisierung durch Events etc. nicht mehr vorstellen kann.

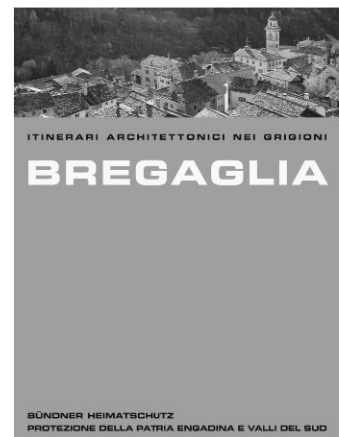
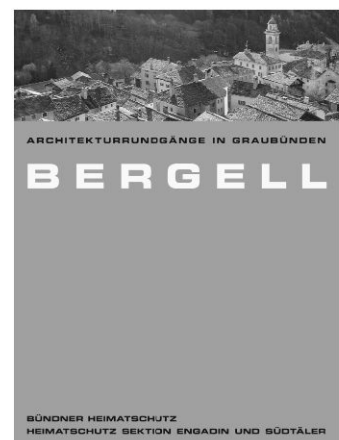
Jürg Muraro

Perlen aus dem Bergell

Ludmila Seifert-Uherkovich. Architekturrundgang Bergell. Hrsg. vom Bündner Heimatschutz und von Heimatschutz Sektion Engadin und Südtäler (Architekturrundgänge in Graubünden). Chur, Bündner Heimatschutz 2012. ISBN 978-3-85637-426-6.

(Italienische Ausgabe: Itinerario architettonico Bregaglia. ISBN 978-3-85637-426-3.)

Auf 60 Einwohnerinnen und Einwohner des Bergell kommt ein architektonisch bedeutsames Haus – ein Palast, ein Kraftwerk oder ein Bauerngut. Wäre Chur so dicht an Perlen, so müssten dort über tausend baukulturell bedeutende Häuser stehen und in Zürich gar über zwölftausend. Dem ist bei weitem nicht so. Auch wenn es sinnlos ist, eine Mathematik der Baukultur zu begründen, wollen wir mit dem Zahlenspiel doch diejenigen Stimmen zurechtweisen, die abschätzig «alpine Brache» dozieren oder «potentialarmen Raum» murmeln, wenn sie von Tälern wie dem Bergell reden – sie kennen sie nicht, sie kennen ihre Geschichte nicht und nicht die kulturelle Vielfalt, die auch gelebt wird in der Gemeinde, im Suchen nach Arbeit und Auskommen, im Austausch mit den Fremden, die gerne als Gäste in diese Kultur- und Architekturlandschaft kommen zum Kastanienwhiskey, zum stillen Lernen in der Villa Garbald oder zum Fortsein von allem in hohem Gelände. Und so ist es schön, dass der Bündner Heimatschutz nach der Anstrengung fürs Puschlav sich jetzt auch der Baukultur des Bergells widmet. In einem Büchlein stellen Ludmila Seifert-Uherkovich (Text) und Ralph Feiner (Fotografie) die Architekturgeschichte des Bergells vor – und das für 12 Franken in Deutsch oder Italienisch. Sie beginnen oben im Maloja, einst Alp der Bergeller Bauern, und hören unten in Castasegna auf. Dazwischen spannen sie eine Kette von 25 Perlen: Da sind natürlich die bekannten Grosstaten wie das Hotel Maloja Palace, die Serpetinenstrasse von Löbbia zum Malojakulm, der Palazzo Castelmur, die Salis-Paläste von Bondo und Soglio oder die Villa Garbald. Dann sind da die Kleinode wie die Ställe von Löbbia, ein Bauernhaus von Muntac oder die Cascine in Piazza bei Soglio und schliesslich die Funde – so die Tankstelle in Farzett, die so viele schon gesehen haben aber dennoch übersahen oder die Ruine der Kirche San Gaudenzio. Es ist doch eine wunderschöne Eigenart der Gegenden, wo die Uhren noch etwas langsamer laufen, dass es runtergebaute Bauten gibt, so gesichert, dass sie nicht zerfallen



und eine Autorin ein Stück dramatische Geschichte auf ein paar Zeilen in einem Büchlein erzählen lassen. Zu jedem Bau schreibt Ludmila Seifert eine kurze und kluge Betrachtung. Wir erfahren Eigenarten und Bauweisen, historische und soziale Kontexte. Die 25 kleinen Beschreibungen fügen sich im Kopf zu einem Teppich der Talgeschichte zusammen; die Fäden laufen in die Berglandwirtschaft und ihren Untergang, sie binden die Hinterlassenschaften des Transits von Italien nach dem Engadin und weiter nach Norden und umgekehrt ein, sie fügen die Paläste der grossen Geschlechter – vor allem der von Salis – ein, die dank des Blutgeldes, das sie aus der Söldnerlei gepresst haben, eindruckliche Ensembles in das Bergtal gestellt haben und sie laufen schliesslich aus zum elektrischen Strom, dem Bauherrn für Staumauern, Kraftwerke und Arbeitersiedlungen. So ist Geschichte unterhaltsam zu lesen. Gestaltet hat das Büchlein Ramun Spescha in gediegener Zurückhaltung und schöner Anmut; das Glück des Lesers voll machen würden einzig noch Grundrisse zu den Bauten, damit er sich aus Text, Fotografie und Plan im Kopf das Haus zusammenstellen kann.

Ludmila Seiferts Augen und Seele gehören dem weiten Bogen der Geschichte, sie führt uns Bau- und also Talgeschichte über ein Jahrtausend mit vielen Details vor. Wir knicken ein vor dem Tun schon lange verblichener Bischöfe, Söldnerfürsten und Zuckerbäcker. Wir haben kalte Füsse zusammen mit den Bauernfamilien in den engen Kammern. Dem Hier und Heute gibt die Kunsthistorikerin sparsame Worte. So muss Bruno Giacometti mit einem Kapitel auskommen; er hat im Tal dennoch eine Reihe massgebender Bauten der heiteren Moderne der 1950er-Jahre realisiert und das Bergell mit der weltläufigen Baukultur so gut vermittelt wie all die Salis und Castelmurs zusammen. Wer sich also vom Kapitelchen zu Giacometti angeregt fühlt, wird zur Publikation über Bruno Giacometti greifen, die der Bündner Heimatschutz 2008 herausgegeben hat. Und wer all die Zug- und Fliehkräfte auf Baukultur, Gesellschaft und Politik der Gegenwart näher kennenlernen will, dem sei zum Themenheft «Kastanien, Granit und Palazzi» geraten, das Hochparterre 2012 dem Bergell gewidmet hat und wer – um das Trio voll zu machen – Baukultur mit einer Wanderung von Maloja bis Castasegna verbinden will, findet alles nötige im Beitrag von Priska Roth im eben zum dritten Mal aufgelegten Buch «Himmelsleiter und Felsentherme – Architekturwandern in Graubünden». Viermal Bergell also – dass es über «potentialarmen Raum in der alpinen Brache» so viel zu berichten gibt, ist gut.

Köbi Gantenbein